

Die amerikanischen Kirchen treten in das dritte Jahrhundert ein

VON J. ROBERT NELSON

Die Jubiläumsfeierlichkeiten sind vorüber. Während ich schreibe, kehrt man in Washington, Philadelphia und Boston die Überreste der Feuerwerke, Picknicks und Paraden aus den Straßen. Die großen Segelschiffe aus Norwegen, Polen, Spanien und Westdeutschland laufen aus den Häfen von New York und Boston aus. Die Königin von England hat das Ursprungsland der amerikanischen Revolution verlassen, nachdem sie einen Gottesdienst in der „Old North Church“ gefeiert hat, von der aus Paul Revere das Leuchtsignal „die Briten kommen“ empfangen hatte. Der 200. Geburtstag der Nation ist vorüber und ihr drittes Jahrhundert hat begonnen.

In welcher Lage befinden sich die vielen und verschiedenartigen Kirchen Jesu Christi in den Vereinigten Staaten? Verspricht ihnen der Beginn eines neuen Jahrhunderts eine glückliche Zeit? Wir wagen nicht vorauszusagen, was in den kommenden 100 Jahren auf die Kirchen zukommen wird. Es wäre dies zu kühn und anmaßend für einen Sterblichen. Sicherlich werden sie sich, wenn man das Jahr 2076 schreibt, in ungeheurem Maße verändert haben. Doch begnügen wir uns inzwischen, einige ihrer hervorstechenden Züge zu beschreiben und gewisse Einschätzungen und Wertungen zu geben.

Bürgerliche Religiosität

Noch vor gut einem Jahr hatte mancher kritische Beobachter des kirchlichen und kulturellen Lebens seine Sorge nicht verhehlen können, daß die bevorstehenden 200-Jahr-Feierlichkeiten die Kirchenmitglieder zur falschen Gleichsetzung von Christentum und amerikanischem Nationalismus verführen würden. Das wäre nicht das erste Mal gewesen. Immer hat es Leute gegeben, und es gibt sie auch heute, die Gott und Land, Kreuz und Fahne auf eine Stufe stellen. Für sie ist Amerika stets das Reich der Gerechtigkeit gewesen, Erbe von Gottes Verheißungen an Israel, der Boden, wo aus dem Senfkorn das Reich Gottes wachsen würde.¹ Der Geist des „Christian Anticommunist Crusade“ ist ohne Zweifel typisch für Millionen gewesen; er ist jedoch keinesfalls typisch für einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung. Das Heuchlerische solchen nationalistischen Götzendienstes zutage gebracht und bloßgestellt zu haben, war ein Ergebnis des Viet-

namkrieges und des Watergate-Skandals. In gleicher Weise aber, so befürchtete man, könnte das Relikt eines kirchlich gestützten Nationalismus im Vorgefühl der 200-Jahrfeier der Nation wieder aufleben.

Heute kann man glücklicherweise sagen: Diese Furcht hat sich als eine Täuschung erwiesen. Die Reden der Kirchenführer sind zurückhaltend und ausgewogen gewesen. Die treue Liebe, die sich zu Land und Leuten bekannte, bewies zugleich eine ehrliche Kritik gegenüber den Übeln und sittlichen Nöten der Nation. Wo die demokratischen und humanistischen Grundsätze der Unabhängigkeitserklärung (1776) und die einflußreichen Schriften der „Gründerväter“ der Republik beschworen wurden, da wollte man sich weniger etwas auf die göttliche Bestimmung Amerikas zugute halten, als vielmehr die Amerikaner an ihre Verantwortung erinnern. Historiker, kirchliche Journalisten und Prediger haben die Leute aufrichtig sein lassen, d. h. sie haben die Christen daran gehindert, sich in übertriebener Weise auf die Frömmigkeit und die theologische Rechtgläubigkeit der Heroen der Revolution zu berufen. Männer wie John Adams, Thomas Jefferson, Thomas Paine, Alexander Hamilton und George Washington wurden dem Fernsehzuschauer in oft eindrücklicher Weise dargestellt, sie wurden diskutiert in Zeitschriften und Reden; aber von den Kirchen wurden sie weder kanonisiert noch heiliggesprochen.

Die Zurückhaltung gegenüber den beiden Extremen eines Zynismus und eines nostalgischen Romantizismus hat allerdings nicht gehindert, daß zwei miteinander zusammenhängende Fragen ein Gegenstand ständigen Nachdenkens blieben: die sogenannte „bürgerliche Religiosität“ und die verfassungsmäßige Lehre von der Trennung von Kirche und Staat.²

1. Die bürgerliche Religiosität des Amerikaners könnte man mit dem Alkohol vergleichen. In kleinen Mengen kann er sehr nützlich und gesund sein; größere Dosen aber führen zum Rausch und noch größere zum Tod. Ein bestimmtes Maß an bürgerlicher Religiosität war unvermeidlich in einer Nation, deren ursprüngliche Philosophie eine Mischung war von Jean-Jacques Rousseau und John Locke, von Deismus, Calvinismus und evangelikaler Frömmigkeit. Diese ungewöhnlichen Bundesgenossen trafen sich alle darin, daß sie den eigentümlichen amerikanischen Bundesgedanken unterstützten. Im Glauben an den Bund zwischen Gott und ihnen priesen die Amerikaner die Freiheit, ergriffen sie die Hoffnung auf ein gutes Leben für alle und anerkannten sie die bürgerlichen und moralischen Anforderungen einer Verantwortlichkeit für Recht und gegenseitigen Dienst.³ Somit sieht man in der religiösen Dimension des gesellschaftlichen und politischen Lebens eine Absicherung der eigenen Bundestreue. Es ist eine gute, berechnete bürgerliche Religiosität, so nützlich wie der von Paulus empfohlene „Wein um des Magens willen“ (1Tim 5,23).

Trunkenheit, Trunksucht und Tod aber treffen eine Nation, die es zuläßt, daß die bürgerliche Religiosität eine Art Ersatz wird für den echten christlichen Glauben und zugleich damit ein Instrument der Kontrolle und der Ausbeutung durch eine politische Partei. Präsident Nixons kalkulierter und zynischer Gebrauch dieses Instruments ist allseits bekannt seit dem Watergate-Skandal von 1972–74. Seine Enthüllung hat zweifellos eine heilsame Wirkung auf Kirchenglieder und andere Bürger gehabt. Er hat sie vorsichtig werden lassen gegenüber dem Gebrauch religiöser Sprache und religiöser Symbole zum Zweck der Manipulierung. Präsident Gerald Ford, ein überzeugter Episkopalist, hat sich, eingedenk der Fehler seines Vorgängers, nach dieser Seite hin sehr zurückhaltend gezeigt, ohne allerdings seinen persönlichen Glauben und seine persönliche Frömmigkeit zu verbergen. Ebenso zeigt sich der demokratische Präsidentschaftskandidat Jimmy Carter aufrichtig und bekenntnisfreudig im Blick auf seinen persönlichen Glauben an Jesus Christus – für politische Zwecke ausgenutzt hat er ihn aber offensichtlich nicht. Das soll nicht heißen, daß eine anerkannte christliche Frömmigkeit im politischen Amerika heute nicht hilfreich sein könnte. Millionen Männer und Frauen, die durch einen evangelikalen Protestantismus gekennzeichnet sind, sprechen sich für den südlichen Baptisten Carter aus, denn sie glauben, daß man einem Mann von solcher religiöser Überzeugung auch als Staatsmann vertrauen könne. Auf der anderen Seite aber gibt es viele Christen, die auf religiöse Äußerungen in politischen Angelegenheiten empfindlich reagieren, ebenso wie viele Juden, die Carters ausdrücklichem Bekenntnis zu Jesus mißtrauen, und wie jene Gruppen ohne ein bestimmtes Glaubensbekenntnis, die – wie die Antialkoholiker – in der bürgerlichen Religiosität nicht nur keinen Wert, sondern sogar eine Bedrohung der Demokratie sehen.

2. Diese letzteren sind es, die die verfassungsmäßige Trennung von Kirche und Staat dahingehend interpretieren, daß sie die staatlichen Fragen von jeglicher Religion und jeglicher religiös bestimmten Moral getrennt wissen wollen. An diesem Punkt bleibt ein ungelöstes Problem für die Vereinigten Staaten. Gewiß gibt es keine Staatskirche, keine bevorzugte Religion, keinen öffentlichen Fonds für die Unterstützung von Kirchen. Aber die widerstreitenden Ansichten werden doch illustriert durch zwei jüngst getroffene Entscheidungen des Obersten Gerichtshofs, der entscheidet, was verfassungsmäßig rechtens ist und was nicht. Am Vorabend der 200-Jahrfeier der Nation entschied das Oberste Gericht, daß öffentliche Fonds für die Unterstützung von Erziehungsprogrammen an kirchlichen Colleges und Universitäten verwendet werden dürfen, eine Entscheidung, wie man allgemein meint, speziell zugunsten von römisch-katholischen Einrichtungen. Das Oberste Gericht entschied aber auch zugunsten einer straffreien Abtreibung in den Fällen, wo verheiratete Frauen nicht die Zustimmung

des Ehemannes und minderjährige Mädchen nicht die Zustimmung der Eltern haben. Dieses Urteil stand im diametralen Gegensatz zur römisch-katholischen Lehre und Gesellschaftspolitik, ebenso wie zu den Überzeugungen der orthodoxen und vieler protestantischer Christen. Der religiöse Faktor in diesen Entscheidungen? Es ist schwer, hier eine Folgerichtigkeit zu erkennen.

Pluralismus

Nicht nur im amerikanischen Volk als Ganzem, auch in den verschiedenen Konfessionen und Denominationen gibt es seit eh und je eine Vielfalt theologischer Überzeugungen, gottesdienstlicher Form, sittlicher Anschauungen, nationaler und kultureller Kontexte und rassistischer Identitäten. Diese Unterschiede wurden unkritisch übernommen, auch wenn aus ihnen mancher Aberglaube, manche Diskriminierung und Isolierung von Menschen hervorgegangen ist. Man hat aus diesem hervorstechenden Zug amerikanischen gesellschaftlichen und religiösen Lebens sehr schnell eine Haupttugend gemacht. Das Wort „Pluralismus“ wird mit dem gleichen selbstverständlichen Pathos benutzt wie „Gleichheit“ oder „Freiheit“.

1. Der dem Pluralismus beigemessene hohe Wert hängt zusammen mit der weltweit anzutreffenden Vorliebe für den Gedanken der menschlichen „Identität“. Unter den vielen Denominationen – und natürlich in jeder einzelnen auch – hat jede Gruppe von Mitgliedern ihre eigene Identität erhalten – einige allerdings mehr als andere. Unter den Identitäten, die den Pluralismus ausmachen, sind zu nennen: die Schwarzen (man sagt heute kaum noch „Neger“), die „amerikanischen Eingeborenen“ (man sollte nicht mehr „Indianer“ sagen), die „Latinos“ oder „Spanischen“, die in großer Zahl aus Mexiko und der Karibik eingewandert sind, die Asien-Amerikaner, die Frauen, die Jugend, die Alten, die „gays“ (die Homosexuellen). Aber ebenso, wie es sich erwies, daß der amerikanische Mythos vom „Schmelztiegel“ der Nationalitäten nur zum Teil berechtigt ist, so mußten auch die theologisch begründeten Theorien von rassistischer Integration und christlicher Einheit modifiziert werden, um den betroffenen Identitäten gerecht zu werden. Denn solche Identitäten geben die Basis ab für Selbstachtung und für die Ausübung von Rechten und von Macht. Unter den Kirchen und in ihnen gibt es viele sogenannte „Wählerversammlungen“, die für die Rechte und Forderungen dieser Gruppen eintreten. Die einzige Gruppe, die sich nicht über Wählerversammlungen etablieren muß, ist die gegenwärtig herrschende. Zur Zeit an der Macht, bedarf sie keiner Wählerversammlungen, diese Gruppe männlichen Geschlechts, die man „WASPs“ nennt (das bedeutet White Anglo-Saxon Protestants) und die ebenso kennzeichnend heterosexuell sind wie sie das mittlere Alter repräsentieren.

Aber das ist nicht alles. Über die bloße Tatsache hinaus, daß sich solcher Pluralismus in Bewegungen und Wahlversammlungsstrategien organisiert hat, ist dies zu sagen: sie sind äußerst wirkungsvoll! Sie haben, Minoritäten der Zahl oder dem Einfluß nach, auf Synoden und bei kirchlichen Konferenzen einige bedeutende Ziele durchgesetzt. Eins ist das sogenannte „Quota“-System. Es besagt, daß in der Hierarchie und der Verwaltungsstruktur der Denominationen eine ganz bestimmte, dem Zahlenverhältnis entsprechende Anzahl von Posten (z.B. Bischöfe, Exekutivsekretäre oder Delegierte) für Frauen, Schwarze, Latinos oder Asiaten vorgesehen werden müssen. Es ist keine Frage, je stärker der Pluralismus in einer Denomination ist, z.B. bei den Methodisten oder Baptisten, um so ausgiebiger wird das Quota-System angewandt. Die Frauen jedoch nehmen unter den sogenannten Minoritäten eine Sonderstellung ein.

Ein anderer Punkt, wo man sich in den Kirchen, freilich vorerst nur zum Teil, durchgesetzt hat, ist finanzieller Art. Immense Geldsummen – man spricht von Millionen Dollars – werden in den Haushalten speziell für eine Art Machtübertragung an rassische und ethnische Minoritäten in den örtlichen Versammlungen und Gemeinden eingesetzt. Und man darf in diesem Vorgehen nicht etwa eine mildtätige Nächstenliebe zugunsten „unserer ärmeren Brüder und Schwestern“ sehen, es handelt sich dabei vielmehr um eine direkte Evangelisationspolitik, die die Evangeliumsverkündigung auch unter den Menschen dieser Kategorien und Gruppen voranbringen will.

2. Eine andere Dimension des „Pluralismus“ in den amerikanischen Kirchen betrifft den Bereich des theologischen und dogmatischen Denkens. Hier erheben sich die Fragen konfessioneller Eindeutigkeit, dogmatischer Unversehrtheit, ökumenischer Einheit und der Verständlichkeit für den modernen Menschen. Der positiven Einschätzung eines theologischen Pluralismus begegnet man im römisch-katholischen Milieu ebenso wie bei den Protestanten, aber man findet es nicht bei den Orthodoxen. Dieser theologische Pluralismus mag kein ausschließlich amerikanisches Phänomen sein; er genießt hier aber eine besonders hohe Wertschätzung. Zum Teil erklärt er sich aus dem Druck, den bestimmte soziologische Gegebenheiten ausüben: das demokratische Grundaxiom der Gedanken- und Gewissensfreiheit und die Zurückweisung jeglicher Zensur durch ein Zwangsregime. Zum anderen Teil aber reagiert in ihm die Furcht, die ökumenische Bewegung auf die Einheit der Kirchen hin könnte die von oben her verordnete Uniformität des Glaubens mit sich bringen. Sosehr auch die Wortführer des Ökumenismus – und zwar mit Recht – bestreiten, daß die Einheit Uniformität erfordert: diese Furcht besteht einfach. Sie rührt daher, daß in jenen Denominationen, die keine strenge konfessionelle Überlieferung haben, geschweige

denn ein autoritatives Magisterium oder Lehramt, daß es in diesen Denominationen kaum irgendwelche Instanzen gibt, auf die man sich berufen könnte. In einigen Kirchen zudem ist die Berufung auf die Schriftautorität und auf das Gewicht der Tradition mehr oder weniger zum Zeremoniell einer Gewohnheit geworden, als daß aus ihr noch rechte theologische Verantwortung spräche.

Während viele Kirchenglieder, auch Pastoren, theologische Lehrer und Kirchenbeamte, den ungehemmten Pluralismus als die eigentliche Begleiterscheinung der Freiheit ansehen, verurteilen andere ihn als ernste Bedrohung für die Reinheit des Evangeliums. Gegensätze, Spannungen, ja sogar Schismen sind auf diese Weise viel stärker zutage getreten als in irgend einer anderen Zeit seit dem „modernistisch-fundamentalistischen“ Streit vor 50 Jahren. Die zuverlässige Statistik besagt, daß ungefähr 40 Millionen Protestanten als „konservativ“ und „evangelikal“ eingestuft werden können.⁴ In der Mehrzahl gehören sie dem sogenannten Hauptstrang jener Denominationen an, die aus der britischen und festländischen Reformation ebenso wie aus sektiererischen Gemeinschaften und Bewegungen des 16. Jahrhunderts hervorgegangen sind. So trennte beispielsweise 1973 ein Schisma die Presbyterianische Kirche in den Vereinigten Staaten in zwei Parteien, von denen sich die kleinere „Presbyterianische Kirche in Amerika“ nennt. In der Vereinigten Methodistischen Kirche regt sich eine starke konservative Strömung, die „Good News“-Bewegung, und wenngleich sie auch nicht die Gefahr eines Schismas beschworen hat, so fordert sie doch bei jeder Gelegenheit die „liberale“ Mehrheit dieser Denomination heraus. Höchst dramatisch und traurig jedoch kam es in der Lutherischen Kirche – Missouri Synode zum Bruch wegen der streng dogmatischen Haltung ihres Präsidenten, Dr. Jacob Preus, und der ihm ergebenen Anhänger. Die „Evangelical Lutherans in Mission“ (ELIM) schlossen sich 1975 zusammen, nicht so sehr als „Liberale“, sondern eher als konfessionelle Lutheraner, die den Buchstabengeist und die autoritäre Art der Preus-Gruppe als im Widerspruch zur Freiheit des Evangeliums empfand. Die Spaltung der Missouri Synode ist das Ergebnis des unnachgiebigen Konservatismus bei der Mehrheit ihrer Führer: das Gegenstück zur Spaltung bei den Presbyterianern und den Methodisten.

Einer weiteren Spannung, wie sie aus dem theologischen Pluralismus resultiert, begegnen wir in der Episkopalkirche (Bischöfliche Kirche). Sie wird wahrscheinlich nicht zum Schisma führen, ist aber trotzdem höchst brisant und wird in der weltlichen Presse ausführlich diskutiert. Sie entzündet sich an der Frage der Ordination von Frauen. Sie ist kein theologisches Problem, sofern sie bei Methodisten, Baptisten, Kongregationalisten, Presbyterianern oder einigen Lutheranern auftritt. In diesen Kirchen sind Schwierigkeiten des Pastorinnenamtes lediglich ökonomischer oder pastoraler Natur, und es bereiten sich Hun-

derte von Frauen in den theologischen Schulen auf ihre Ordination vor.⁵ Bei der Orthodoxie dagegen ist die Frage noch kaum erwacht, und bei den römischen Katholiken beginnen die Diskussionen gerade erst. Was aber die Frage für die Episkopalkirche zur Hauptangelegenheit macht, ist der Tatbestand, daß, entgegen dem kanonischen Recht der Kirche, bereits einige Bischöfe Frauen ins Priesteramt ordiniert haben und daß, in einigen Fällen, sogar örtliche Gemeinden sie als Geistliche akzeptiert haben. Es ist ein eigenartiges Problem geworden. Die Anglikaner haben keine starken Vorbehalte gegen die Frauenordination. Beispielsweise haben sich die Bischöfe der Anglikanischen Kirche in Kanada mit 31 zu 3 Stimmen dafür ausgesprochen; und zwei Frauen wurden bereits vor einigen Jahren in der Diözese Hongkong ordiniert.

Drei schwierige Fragen haben aber die amerikanische Episkopalkirche beunruhigt. Erstens: Ist es ein echtes theologisches Kriterium zu sagen, weil der Priester in der Eucharistie Jesus Christus repräsentiert und weil Christus männlich war, deshalb muß auch der Priester ein Mann sein? Zweitens eine pastorale Überlegung: Wenn viele Gemeinden es ablehnen, Frauen als Geistliche zu akzeptieren, wird es dann eine Spaltung in der ganzen Kirche geben? Drittens: Wie wird sich eine ausgeweitete Praxis der Frauenordination auf die immer mehr verbesserten Beziehungen zwischen den Anglikanern einerseits und den Katholiken und Orthodoxen andererseits auswirken? Was die letzte Frage betrifft, so hat Papst Paul VI. bereits Anfang 1976 in einem Brief an den Erzbischof von Canterbury, Dr. Coggan, seine große Beunruhigung über diese Frage ausgesprochen.

Nachdem man sich mit diesen Fragen (die keineswegs typisch amerikanisch sind) ausgiebig auseinandergesetzt hatte, traf die „National Convention“ der Episkopalkirche im September eine Entscheidung. Bischöfe, Pfarrerschaft und Laien entschieden mit großer Mehrheit, daß die vollberechtigte Frauenordination und, man staune, auch ihre Kandidatur für das Bischofsamt ermöglicht werden solle. Die Entscheidung wurde von der siegreichen Mehrheit jedoch keineswegs mit Begeisterung und Genugtuung begrüßt; man nahm sie vielmehr mit großer Nüchternheit in dem Bewußtsein zur Kenntnis, daß nun einige Jahre werden verstreichen müssen, bis sich ein allgemeines Verständnis und Einvernehmen durchsetzen. Indessen, die ökumenischen Konsequenzen der Entscheidung sind, wie die Zeit zeigen wird, von einschneidender Bedeutung.

Keineswegs neu, aber in letzter Zeit in den amerikanischen Kirchen mit dramatischer Wucht zutage getreten ist ein anderes Element des amerikanischen Pluralismus: das Pfingstlertum oder die „charismatische Bewegung“.⁶ Auch sie hat heute ein weltweites Ausmaß angenommen, aber als religiöses Phänomen hat sie ihre geschichtliche Quelle doch in Amerika, und ihre transzendente Quelle

ist der Heilige Geist. Ältere historische Wurzeln reichen zurück bis zum sogenannten „linken Flügel“ der Spiritualisten des 16. Jahrhunderts. Aber die Assemblies of God, die Churches of God, die Holiness Churches und andere sich pfingstlich nennende Kirchen sind auf ureigenem amerikanischen Boden gewachsen. Das Neue ist die Ausbreitung des Pfingstfeuers auch auf Kirchen des westlichen Katholizismus wie die römisch-katholische und die Episkopalkirche. Dieses Phänomen, ist es einzig eine psychologische Reaktion gefühlsbetonter Christen auf die Äußerlichkeit und den unpersönlichen Charakter der eucharistischen Liturgie? Möglich, aber doch nicht das allein. Oder ist es nur eine christliche Form jenes Aufwallens von Religiosität, das man überall im Land antrifft: die Verehrung von Hindu-Gottheiten z. B. im Hare-Krishna, das Fliehen vor der „Wirklichkeit“ in eine transzendente Meditation oder in die durch Drogen erzeugte Traumwelt oder schließlich die Gottesdienstformen der „Jesus People“, der „Children of God“ oder der Koreanischen Vereinigungskirche? Auch das könnte zutreffen, aber es ist bestimmt mehr. Das Neue Testament und die Kirche haben Jahrhunderte hindurch von der inneren Kraft des Heiligen Geistes und von der persönlichen Aneignung von Gottes Heilswerk durch Jesus Christus und den Geist gesprochen. Nun bezeugen viele einfach die Erfahrung, die von jeher heißen wurde: das tägliche Pfingstwunder.

Charismatische Äußerungen können in zurückhaltender Form auftreten als Gefühl des Friedens mit Gott und als Empfinden eines „warmen Herzens“ (ähnlich wie in John Wesleys Bekehrungserlebnis) oder aber es geht dramatisch zu in Zungenreden, in Ausbrüchen von körperlicher Ekstase. Man mag darin durchaus etwas von der „Vielfalt der Gaben“ wiedererkennen, von denen Paulus geschrieben hat. Aber unübersehbar ist die Neigung einiger, ihre Gaben (Charismen) zum Kriterium für wahren christlichen Glauben und wahre christliche Erfahrung zu machen. So hört man, daß in verschiedenen Denominationen die kirchlichen Autoritäten sich genötigt sahen, „charismatische“ Pastoren zu maßregeln und zu versetzen, damit der Frieden in der Kirche gewahrt bleibe. Besonders in der römisch-katholischen Kirche besteht die ernste Sorge, die zahlreichen Charismatiker könnten zu Schismatikern werden!

Alles in allem: der Pluralismus, wie er ein hervorstechender Zug ist, so erweist er sich auch als eigentümlich zwiespältig im kirchlichen Leben Amerikas. Sofern er einen Schutz bietet gegen die Reglementierung und aufoktroyierte Uniformität, kann er nicht hoch genug eingeschätzt werden. Die Vielfalt und die Unterschiede in Theologie, gottesdienstlichem Leben, im Verständnis der Moral und im Lebensstil sind für die Katholizität des christlichen Glaubens unabdingbar. Christus gehört jeder Nation, jeder Kultur, jedem Menschen. Die ständige Gefahr aber ist, daß der Pluralismus zum Selbstzweck gemacht wird, zum Bürgen für

einen unkontrollierten Individualismus und daß er so die Einheit der Kirchen bedroht. Die amerikanischen Kirchen müssen wie alle anderen diese widerstrebenden Kräfte in einer dialektischen Spannung erhalten.

Ökumenismus

Der Grundsatz von der Einheit in der Vielfalt beherrscht die ökumenischen Impulse und Aktionen in Amerika.⁷ Dabei macht die Verschiedenheit auch nicht halt vor dem Begriff des Ökumenismus selbst; denn eine einzige anerkannte Definition gibt es nicht. Wie so viele neue Schlagworte ist das Wort Ökumenismus so weit verbreitet und eingebürgert, daß es beinahe jede Art von religiöser Beziehung bedeuten kann. Ganz ernsthaft glauben manche, es sollte für jede Art von Vereinigung und Zusammenarbeit zwischen Menschen verschiedener Religion gebraucht werden. Einige örtliche Christenräte beispielsweise haben sich bereits um jüdische Gemeinden erweitert und sind drauf und dran, auch Buddhisten, Bahais, Mormonen und andere in ihren Kreis aufzunehmen. Andere dagegen begnügen sich, Christen und Juden zum Dialog und zu gemeinsamem Tun zusammenzubringen, während eine große Anzahl noch an der streng christlichen Interpretation von Ökumenismus festhält. Dieses letztgenannte Verständnis wird uns auch hier befassen, ohne daß wir damit die Bedeutung christlich-jüdischer Beziehungen oder die Gemeinschaft mit Menschen anderer Religionen gering schätzen oder zurückweisen wollen.

1. Es ist gang und gäbe, sich den Ökumenismus auf drei Ebenen zu denken: auf der Weltebene, der Ebene der Nation, der örtlichen Ebene. Vom Interesse her, das dem Ökumenismus heute zuteil wird, müßte man die Reihenfolge umkehren. Vorrang hat die *lokale Ebene*. Diese Reihenfolge könnte theologisch verteidigt werden: man könnte sagen, die Wirklichkeit der Kirche manifestiert sich zuallererst in der Erfahrung der Menschen dort, wo sie leben. Zudem ist Lokalpatriotismus ein wichtiger Aspekt, kennzeichnend für eine Grundeinstellung der ganzen Nation. Es herrscht ein Hang zum Isolationismus, der nicht nur Menschen und Vorgänge außerhalb der USA vom Interesse des Amerikaners ausschließt, sondern auch einem umfassenden Interesse an der Nation als Ganzer im Wege steht.

Was aber den Ökumenismus selbst angeht, so kann ganz allgemein gesagt werden, daß die Kirchenglieder dem ÖRK und seinen Aktionen kein sonderliches Interesse entgegenbringen, ebensowenig wie sie sich große Gedanken darüber machen, was es bedeutet, daß Papst Paul dem Metropoliten Meliton wie im Vorgriff einer katholisch-orthodoxen Versöhnung die Füße geküßt hat. Was sie eher interessiert ist die Sorge, wie die Pfarrei oder Gemeinde, zu der sie gehören, ein echter Mittelpunkt christlicher Gemeinschaft, christlichen Gottesdienstes

und christlicher Mission werden kann. Heute allerdings, nach einer ökumenischen Bewußtseinsbildung durch zwei Generationen hindurch, die nicht zuletzt beeinflußt war durch die reine Existenz der ökumenischen Bewegung und ihre Überzeugungskraft, nun allerdings gilt es als ausgemacht, daß die örtliche Gemeinde, die Grundeinheit eines über die ganze Nation ausgebreiteten denominationellen Systems, nicht in sich schon der angemessene und echte Ausdruck der Kirche sein kann. Aus den Tausenden von Dörfern, Städten und Großstädten des Landes kommen die Berichte, was in den Kirchen am Ort getan wird.

Ein Großteil der amerikanischen Kirchenmitglieder, das läßt sich mit einiger Zurückhaltung und Vorsicht sagen, folgt heute im Denken und Handeln einer unbewußten *ökumenischen Stimmung*, was nicht heißt, daß sie begeisterte Ökumeniker sind. Man kann es zunächst negativ ausdrücken: Es bedeutet, daß sie ihr Christentum nicht im strengen Sinne konfessionell oder denominationell verstehen. Aber heißt das, daß sie der Glaubenslehre und der kirchlichen Verfassung indifferent gegenüberstehen? In vielen Fällen vielleicht ja. Doch sehr viel deutlicher drückt sich darin aus, daß sie jetzt die ökumenische Wirklichkeit in den Gemeinden als etwas Gegebenes hinnehmen und akzeptieren. Für einige ist das etwas völlig Selbstverständliches, ja geradezu Alltägliches, und so bedarf es gar keiner Herausforderung mehr, diejenige Einheit der Kirche am Ort zu erstreben, die die Theologen als „authentisch“ bezeichnen würden. Andere sehen in der unbezweifelten Wahrheit und Bedeutung des modernen Ökumenismus die Chance für die Planung wirkungsvoller christlicher Initiativen zum Bau des einen Leibes Christi und zur Ausbreitung seiner Mission.

So gibt es beispielsweise Hunderte oder Tausende (wer könnte die genaue Zahl angeben?) örtliche Kirchenräte, Vereinigungen von Pastoren, ökumenische „task forces“, Gebetsgemeinschaften, Aktionsgruppen der Gemeinden etc. Sie sind, im religiösen Gefüge der amerikanischen Gesellschaft, ein unerläßlicher und allseitig anerkannter Teil geworden. Aber es gibt keine uniformen Modelle. Größtenteils gehören die mitarbeitenden Gemeinden und Pfarrer den hauptsächlichen protestantischen Denominationen an. Aber auch die römisch-katholische Beteiligung ist inzwischen weitverbreitet, in einigen Gegenden nehmen auch Orthodoxe und in zunehmendem Maße auch die mehr konservativen Evangelikalen teil.

In einigen Städten und Großstädten haben sich Gemeinden aus zwei oder mehr Denominationen zu einer einzigen Pfarrgemeinde zusammengeschlossen. Sie unterhalten weiter ihre Verbindung mit der jeweiligen nationalen Denomination, bilden aber nur noch eine Ortsgemeinde. Was man „Gemeindezusammenschlüsse“ genannt hat, existiert also, Zusammenschlüsse, in denen die Gemeinden der Methodisten, der Presbyterianer, der Episkopalen, der Vereinigten Kirche und der

Jünger Christi sich am Ort neu organisieren, um als eine Gemeinschaft zusammenzuleben. Es sind dies die Kirchen, die jene Haupteinheitsinitiative des Landes in Gang gesetzt haben: die „Consultation on Church Union“ (COCU). Als Teil dieses Versuches, „der Einheit entgegenzuleben“, verwirklichen die Gemeinden eine „interimistische eucharistische Gemeinschaft“, regelmäßig veranstaltete Abendmahlsfeiern, die zwei oder mehr Gemeinden vereinigen.

Aber nicht nur die denominationellen, sakramentalen und lehrmäßigen Grenzen werden so überwunden, sondern auch die rassischen und ethnischen Gegensätze. Hier liegen größere Schwierigkeiten: Erstens und im besonderen wegen der streng verteidigten Identität der schwarzen Kirchen, zweitens wegen der in den Städten vorherrschenden Sonderentwicklung eigener rassistisch bestimmter Gemeinden und drittens wegen des fortdauernden Vorurteils und Mißtrauens. Trotzdem hat der noch vor sechs oder sieben Jahren herrschende Geist der Entfremdung und Konfrontation sich in eine Sehnsucht nach Ausgleich verwandelt. Den Hauptvorstoß, um schwarze und weiße Christen zusammenzubringen, hat die COCU gemacht, indem sie die Rolle der Pfarrgemeinde neu umschrieben hat. Die Pfarrgemeinde ist danach nicht eine einzelne Ortsgemeinde, sondern sie besteht aus einer Gruppe verschiedener Gemeinden mit dem Ziel, Menschen aus verschiedenen Rassen zusammenzuschließen. Ein neuartiger und kühner Vorschlag, theologisch korrekt und soziologisch gesehen realistisch, aber im Moment noch theoretisch.

2. Auf der *nationalen Ebene* gibt es schon seit Jahren eine Reihe neuer Initiativen, trotzdem bewegen sich die ökumenischen Impulse und Organisationen auf der Stelle. Viererlei wäre zu nennen: der Rat der Kirchen, die gemeinsamen Aktionsprogramme, die bilateralen Gespräche und die Unionsverhandlungen.

a) Der „National Council of the Churches of Christ in the USA“ beging 1975 sein 25. Jubiläum. Er ist immer noch der hauptsächliche ökumenische Zusammenschluß. Ein Laie, William Thompson, ist Präsident, eine Frau, Claire Randall, Generalsekretär. Fast alle protestantischen und orthodoxen Kirchen sind als Vollmitglieder vertreten (die großen Ausnahmen bilden die „Lutheran Church – Missouri Synod“ und die „Southern Baptist Convention“). Es bestehen sehr enge Arbeitsverbindungen zur römisch-katholischen Kirche, und einige der führenden Stabsmitglieder sind Katholiken. Anders als früher versucht der Rat nicht mehr, verwandte Arbeitsprogramme der Mitgliedskirchen zu koordinieren. Vielmehr hat er die Rolle des „Maklers“ übernommen – dieser Ausdruck aus dem Wirtschaftsleben will sagen: der Rat hilft den Mitgliedskirchen, gemäß den Intentionen der jeweiligen Kirche bei bestimmten Fragen und Vorhaben ökumenisch zusammenzuarbeiten. Die groß angelegten gemeinsamen Aktionen Zwischenkirchlicher Hilfe und Weltdienst (Church World Service) erfordern

allgemeine Mitarbeit. Die Bedeutung der theologischen Fragen ist in dem Maße gewachsen, als die Faith and Order Kommission des Rates vorangekommen ist. Und viel Kraft steckt der Rat in das Studium, in Diskussion, Ausformulierung und Ergänzung der kirchlichen policy im Blick auf die großen nationalen Probleme: Rechte der ethnischen Minderheiten, finanzielle Beteiligung bei Unternehmen, die andere Völker der Welt ausbeuten, und die Gefahren, die durch den Bau von Kernkraftwerken zur Stromversorgung entstehen.

Die großen Menschheitsfragen unserer Zeit rufen die Maßnahmen aller christlichen Kirchen hervor, wobei manches sich überschneiden oder parallel laufen mag. Beispielsweise gibt es kein sorgfältig ausgearbeitetes ökumenisches Aktionsprogramm für die Bekämpfung des Welthungers. Schon seit Jahrhunderten hat der Hunger, wie ein schleichendes Gift, das Wohl der Menschheit zerstört. Trotzdem ist uns erst in diesem Jahrzehnt plötzlich bewußt geworden, welch gräßliches Ausmaß seine Wirkungen auf Millionen von Menschen haben. Das rapide Bevölkerungswachstum, die ungleiche und ungerechte Verteilung von Rohstoffen und Energie, die Zukunft der nationalen Wirtschaften, die gegenwärtige Nahrungsmittelknappheit, die Ausnutzung von Entwicklungshilfe für politische Ausbeutung – alle diese Faktoren sind plötzlich, wie bei einem Erdbeben, auf das ökumenische Gewissen der Christen niedergestürzt. Keine Frage, daß für die amerikanischen Kirchen das Problem Nr. 1 „Welthunger“ heißt.

b) Zum Welternährungsproblem kommen die anderen bereits erwähnten Schwierigkeiten, von denen die ganze Menschheit betroffen ist und für die die Christen angemessene und wirksame Maßnahmen finden müssen. Die recht unübersichtliche ökumenische Szene steht deshalb im Zeichen verschiedenartigster denominationeller Programme, die teils im National Council of Churches koordiniert, teils von ad hoc-Gruppen getroffen werden, um so schwierigen Fragen zu begegnen wie der internationalen Waffenkontrolle, dem Nahost-Konflikt, Südafrika, der Bevölkerungsexplosion, der wirtschaftlichen Entwicklung und der menschlichen Gerechtigkeit in der Dritten Welt, der Reform des Gefängniswesens und der Verbrechensbekämpfung in Amerika, der Abtreibung und der Euthanasie. Diese Probleme sind ganz offensichtlich niederdrückend, und eine ökumenisch orientierte Christenheit kann ihnen nicht aus dem Wege gehen. Praktisch beschäftigen sie ständig unzählige Vermittlungsstellen und Komitees, Exekutivsekretäre und Entwicklungsexperten, Studienkommissionen, Beauftragte bei den Massenmedien und politische Lobbyisten. Das alles stellt einen Aspekt dar, der einem nicht sofort in den Sinn kommt, wenn das Wort „Ökumenismus“ fällt, aber es ist ein Hauptaspekt ökumenischer Wirklichkeit.

c) Drittens setzt sich in der mehr herkömmlichen Form die ökumenische Bewegung in den interkonfessionellen Gesprächen fort. Die vielen internationalen

bilateralen Gespräche sind alle bestens publiziert.⁸ In den Vereinigten Staaten mit ihrem riesigen geographischen Ausmaß und der Vielzahl von Kirchen sind solche Gespräche natürlich auch im Gang. Am bekanntesten sind die zwischen der römisch-katholischen Kirche auf der einen Seite und der Episkopalkirche und den Lutheranern auf der anderen. Wohl gibt es auch Gespräche zwischen Katholiken und Methodisten, Reformierten, Jüngern Christi und Baptisten; von ihnen aber kann man nicht sagen, daß sie auch nur annähernd so weit fortgeschritten sind wie mit der Episkopalkirche und den Lutheranern. Außerdem haben auch die Orthodoxen formelle Gespräche mit Katholiken und Protestanten aufgenommen; aber wegen ihrer unterschiedlichen Geschichte und gegenwärtigen Form können diese Gespräche nur als vorläufig betrachtet werden. Der lutherisch-katholische Dialog hat sich in erstaunlicher Weise als positiv und fruchtbar erwiesen. In über zwanzig Begegnungen, die im Verlauf von zehn Jahren stattfanden, haben die offiziellen Dialogpartner eine Konvergenz im Glauben und theologischen Denken aufgewiesen, die für die meisten christlichen Grundlehren geltend gemacht werden kann, die in der Vergangenheit die tiefsten Spaltungen verursacht haben. Es sind dies: Bekenntnis und Dogma, Taufe, Eucharistie, Amt und Papsttum.⁹ Das hohe Maß an Übereinstimmung oder annähernder Übereinstimmung in diesen Punkten ist allerdings rein theologischer Natur: eine Übereinstimmung im Verständnis und in der Ausdrucksweise. Auch kommt hinzu, daß die günstige, wenngleich vorsichtige, Beurteilung des Petrusamtes oder Papsttums¹⁰ nicht repräsentativ ist für die Auffassung der meisten Lutheraner. Trotzdem tragen diese Gespräche und ihre verheißungsvollen Ergebnisse dazu bei, daß sich die Beziehungen zwischen Katholiken und Lutheranern auch auf der örtlichen Ebene immer herzlicher gestalten.

Ganz ähnlich haben die Gespräche zwischen den Vertretern der Episkopalkirche und der römisch-katholischen Kirche zu einer Grundübereinstimmung im theologischen Verständnis der Eucharistie, der Ordination oder des Priesteramts und der Kirche geführt.¹¹ Diese Gespräche haben sich eng angeschlossen an den internationalen Dialog zwischen den Vertretern des Vatikans und denen der Anglikanischen Gemeinschaft. Angespornt durch die optimistischen Äußerungen solch einflußreicher Kirchenführer wie Leon Kardinal Suenens und Dr. Michael Ramsey (bis vor kurzem Erzbischof von Canterbury), die eine anglikanisch/römisch-katholische Union als realistische Möglichkeit hingestellt haben, sieht man in der amerikanischen Episkopalkirche den eigenen ökumenischen Weg immer mehr mit dem der römischen Katholiken zusammenlaufen. Nimmt man jedoch die ganze Breite kirchlichen Selbstverständnisses im Anglikanismus, so hat die neu eingeschlagene Richtung auch innere Spannungen verursacht. Die Entscheidung der Anglikanischen Kirche in Kanada, die Unionsgespräche mit der

Vereinigten Kirche von Kanada abzubrechen, ist deutlicher Ausdruck dieser Spannung.

Kurz erwähnt werden sollten noch die lutherisch-reformierten Gespräche in Kanada. Die europäischen Gespräche, die zur Leuenburger Konkordie geführt haben, haben ihr Echo auch in Amerika.

d) Das vierte hervorstechende Merkmal des amerikanischen Ökumenismus ist der Fortgang der COCU.¹² 1962 auf Vorschlag von Eugene Carson Blake begonnen, hat dieses umfassende Unionsvorhaben im Jahr 1970 einen Plan der Kirchenunion hervorgebracht. Er würde neun Denominationen zusammenführen zu einer „Church of Christ Uniting“ („Uniting“, nicht „United“: die Zukunft soll offenbleiben). Es sind dies die Episkopalkirche, die Vereinigte Kirche Christi, die Jünger Christi (Christliche Kirche), die beiden Presbyterianischen Kirchen im Norden und Süden, die Vereinigte Methodistenkirche und die drei Afrikanischen Methodistisch-Bischöflichen Kirchen. Bei den Plenarversammlungen alle zwei Jahre und bei den vielen Treffen von Sonderkommissionen waren regelmäßig auch Teilnehmer und Beobachter aus anderen größeren Kirchen zugegen. Die Missouri-Lutheraner, die Baptisten und die römischen Katholiken waren regelmäßig beteiligt, fungierten als Berater und verfaßten gelegentlich auch Berichte. Auch aus Deutschland kamen Vertreter der Evangelischen Kirche der Union.

Der Plan von 1970 wurde weder angenommen noch völlig zurückgewiesen. Die hauptsächlichen Kapitel mit den historischen und theologischen Feststellungen wurden angenommen, vorbehaltlich einiger Überarbeitungen. Das dreifache Amt: Presbyter, Bischöfe und Diakone (diese Reihenfolge!) wurde im Grundsatz akzeptiert. Schwierigkeiten entstanden in der Hauptsache bei Fragen der Verfassung und kirchlichen Leitung: Ernennung der Amtsträger, Trägerschaft für das Kircheneigentum etc. Auch die Frage der grundsätzlichen Möglichkeit einer solchen Kirchenunion ließ bei einigen den alten Denominationalismus wieder aufleben.

Außerst wichtig, und nicht nur für Amerika allein, ist die Beteiligung der drei schwarzen Denominationen. Im Rückblick auf die Geschichte des Rassismus in den Kirchen und in der Vorausschau auf eine Integration ohne Diskriminierung hat COCU einer „Wiedergutmachungsaktion“ für schwarze Kirchen zugestimmt. Ebenso wurde in der letzten Zeit die angemessene Rolle der Frauen in einer sich vereinigenden Kirche zu einer wichtigen Frage.

1974 hat die Vollversammlung der COCU allen beteiligten Denominationen vorgeschlagen, sie sollten ausdrückliche Maßnahmen zur „gegenseitigen Anerkennung ihrer Mitglieder“ einleiten. Auf diese Weise würden, wenigstens zum gegenwärtigen Zeitpunkt, alle Fragen betreffs der vollen Anerkennung der einzelnen

Kirchenmitgliedschaften aus dem Wege geräumt sein. Vier Kirchen haben diesen Vorschlag bereits offiziell gebilligt; andere werden wahrscheinlich folgen. Viele setzen darauf, daß dies auch den Weg öffnen würde zur gegenseitigen Anerkennung der Ämter, die für eine mögliche Kirchenunion erforderlich ist.

Wenn Ende 1976 die revidierten Abschnitte über die theologische Basis, über Ekklesiologie, Gottesdienst, Sakramente und Amt von der COCU-Vollversammlung beraten werden, ist es durchaus möglich, daß man einen erneuten Anlauf unternimmt, einen annehmbaren Unionsplan zu erarbeiten.

3. Schließlich der *Ökumenismus auf der Weltebene*. Er wirkt sich in unterschiedlicher Weise auf die amerikanischen Kirchen aus. Beträchtliche Kraft investieren die Amerikaner in die verschiedenen konfessionellen Weltbünde. Sie dominieren im Baptistischen Weltbund und im Methodistischen Weltrat, in den übrigen haben sie einen starken Einfluß. Ob die Priorität diesen konfessionellen Weltbünden eingeräumt werden soll oder dem Ökumenischen Rat der Kirchen, das bleibt für manch einen eine schwierige Streitfrage. (Natürlich nicht für die „Southern Baptist Convention“, die dem ÖRK nicht angehört.)

Die Fünfte Vollversammlung des ÖRK 1975 in Nairobi machte sehr deutlich, wie der Einfluß der amerikanischen Kirchen zurückgegangen ist seit jenen frühen fünfziger Jahren, als Franklin Clark Fry, G. Bromley Oxnam, Henry Knox Sherrill und Eugene Carson Blake das ökumenische Engagement der amerikanischen Kirchen repräsentierten. Trotzdem müssen wir gerechterweise hinzufügen, daß die Amerikaner, die den Ökumenischen Rat hoch einschätzen, völlig einverstanden sind mit dem gesteigerten Ansehen, das Persönlichkeiten aus Asien, Afrika und Lateinamerika genießen. In ähnlicher Weise haben ja auch britische und europäische Kirchen durch diesen Ausgleich im Weltökumenismus an Einfluß eingebüßt. Wollen sie dem ÖRK ihre wirksame Unterstützung erhalten, so müssen amerikanische und europäische Christen einsehen, daß sie eben nur Mitbeteiligte an einer einzigen großen Weltchristenheit sind.

Zunehmend sehen sich beispielsweise amerikanische schwarze Kirchenglieder (auch viele Weiße) hineingenommen in eine lebendige Beziehung zu den Kirchen in Afrika. Die Bezeichnung „Afro-Amerikaner“ selbst involviert einen geschichtlichen Zusammenhang, der tragisch mit dem Sklavenhandel begonnen hatte, sich jetzt aber ausdrückt in neuentwickelten gemeinsamen Denkansätzen auf den Gebieten der Theologie, des Gottesdienstes und der Mission und im Engagement für die menschliche Wohlfahrt.

Blicken wir auf den südamerikanischen Kontinent, so sehen wir, wie eine immer größere Zahl von Nordamerikanern theologische Erkenntnisse und Anregungen aus der Befreiungstheologie und aus der missionarischen Situation in Lateinamerika gewinnt. Die Namen von Gutiérrez, Miguez-Bonino Segundo

und Asmann haben eine Anziehungskraft, wie sie einst europäische Theologen hatten.

In den vergangenen Jahren hat es auch viele offizielle Besuche und den Gedankenaustausch zwischen Kirchenvertretern der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten gegeben, wodurch sich manche neue Wege des Verstehens geöffnet haben. Ebenso werden die Kirchen in Osteuropa allmählich bekannter durch die Reisen amerikanischer Christen. Wie dies zu einer Wertschätzung der Orthodoxie durch den Protestantismus beiträgt, so ist es auch wichtig für die internationalen politischen Beziehungen.

Auch neue Erfahrungen mit dem Weltkatholizismus haben die amerikanischen Protestanten in dem Maße machen können, als die Grenzen der Unwissenheit und des Mißtrauens beseitigt werden konnten. Dies zeigt sich ganz besonders auf dem Gebiet der Weltmission, und es ist geradezu von symbolischer Bedeutung, daß das Jahr der 200-Jahrfeier Amerikas den Internationalen Eucharistischen Kongreß nach Philadelphia bringt und daß dort ein von der amerikanischen katholischen Hierarchie gefördertes ökumenisches Symposium über die Eucharistie stattfindet.

So hat das dritte Jahrhundert begonnen für diese „Nation, die in der Freiheit gegründet wurde und die sich dem Grundsatz verpflichtet weiß, daß alle Menschen gleich geschaffen sind“ (A. Lincoln). Eine Frage bleibt es, ob man Amerika „eine christliche Nation“ nennen darf, wenn das Wort „christlich“ seine ursprüngliche Bedeutung haben soll. Immerhin, wenn 1976 von drei Amerikanern, gleich welcher Altersstufe, zwei zu irgendeiner Kirche, Synagoge oder religiösen Vereinigung gehören, so kann man wenigstens von einer religiösen Bevölkerung sprechen. Nur wenige informierte und nachdenkliche Menschen würden heute behaupten, die christlichen Kirchen würden jetzt hineinwachsen in ihre eigentliche Verantwortung und den ihnen zukommenden Beitrag in diesem Land. Dazu müßte gemeinschaftlich und allgemein eine viel klarere Vorstellung erarbeitet werden über das Verhältnis von Kirche und Staat, darüber, wie die staatliche Politik in der Regierung konzipiert werden soll und welches der eigentümliche Charakter bürgerlicher Religiosität ist. „Pluralismus“ darf nicht als Freibrief für Anarchie angesehen werden, sondern er schafft die Bedingungen, unter denen unterschiedliche Werte, Wahrheiten und Glaubensüberzeugungen zur genuinen christlichen Einheit und zum Gemeinwohl aller Menschen beitragen können. Die frische Kraft der ökumenischen Bewegung, die um die Mitte des Jahrhunderts die Haltung und das Denken so vieler Christen verwandelt und die Beziehungen der getrennten Kirche erheblich verbessert hat, sie sollte noch stärker nutzbar gemacht werden für die Wiedervereinigung der ganzen Kirche. Wir wollen die gewaltigen und niederdrückenden Probleme nicht ignorieren oder bagatellisieren,

denen die Amerikaner und die Menschheit überhaupt heute und in den kommenden Jahren gegenüberstehen. Aber wenn Gottes Wahrheit, wenn das Evangelium von Jesus Christus und die Kraft des Heiligen Geistes überhaupt Sinn und Bedeutung haben, so werden sie auch dies beides bewirken können: das Überleben und eine Erweckung zu neuem Leben in der kommenden Zeit.

ANMERKUNGEN

Weitere Informationen und Darstellungen des kirchlichen Lebens in Amerika bieten die im folgenden empfohlenen Bücher:

¹ Robert T. Handy, *A Christian America*, Oxford Press 1972.

² *Equality and Justice for All*, Lutheran Church in America 1976.

³ Robert Bellah, *The Broken Covenant: American Civil Religion in Time of Trial*, Seabury 1975.

⁴ Dean Kelley, *Why Conservative Churches Are Growing*, Harper & Row 1972.

⁵ Letty M. Russell, *Human Liberation in a Feminist Perspective*, Westminster 1974.

⁶ Kilian McDonnell (ed.), *The Holy Spirit and Power*, Doubleday 1975.

⁷ Drei Zeitschriften sind durch die Veröffentlichung ökumenischen Materials von besonderem Interesse: *Ecumenical Trends*, Graymoor, Garrison, New York; *Journal of Ecumenical Studies*, Temple University, Philadelphia, Pennsylvania; *Midstream*, Council on Christian Unity, P.O. Box 1986, Downey Avenue, Indianapolis, Indiana.

⁸ Nils Ehrenström / Günther Gaßmann, *Confessions in Dialogue*, dritte, überarbeitete Auflage, World Council of Churches, Genf 1975.

⁹ *Lutherans and Catholics in Dialogue*, Vol. I–V. Augsburg, 1965–1974.

¹⁰ Raymond E. Brown / Karl Donfried / John Reumann, *Peter in the New Testament*, Augsburg und Paulist 1973; s. auch Peter J. McCord (ed.), *A Pope for All Christians*, Paulist 1976.

¹¹ *Anglican – Roman Catholic Documents*, I, II, and III, 1972–1975, Morehouse-Barlow und United States Catholic Council.

¹² Paul A. Crow / W. J. Boney (eds.), *Church Union at Midpoint*, Association 1972.